

Es gilt das gesprochene Wort!

Professor Dr. Julius H. Schoeps

**Rede zur Verleihung des Herbert Lewin-Preises
am 27. November 2019**

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

Wie wir wissen, haben in den ersten Jahren der NS-Herrschaft Adolf Hitler und seine braune Gefolgschaft es verstanden, die deutsche Gesellschaft mehr oder weniger vollständig auf Kurs zu bringen und gleichzuschalten. Es gab nach 1933 alsbald keine Berufsgruppe mehr, die nicht massiv von der NS-Ideologie durchdrungen wurde.

Die deutsche Ärzteschaft machte da keine Ausnahme, auch wenn im Detail das alles noch nicht so erforscht ist, wie es eigentlich notwendig wäre. Will man verstehen, wie es zur Gleichschaltung bzw. zur Selbstgleichschaltung der Ärzteschaft kam, dann ist es notwendig, sich die Umstände genauer anzusehen, und sich der Frage zu stellen, warum manche Mediziner in der Zeit des NS sich so und nicht anders verhalten haben.

BESSER SPÄT ALS NIE. Mit diesen vier Worten hat es mein Kollege Dominik Groß, der den Auftrag erhalten hat, die Verstrickungen der Zahnärzteschaft im Dritten Reich zu untersuchen, kurz und bündig auf den Punkt gebracht. Diesen vier Worten ist eigentlich nichts hinzuzufügen.

Es sind zweifellos ganz bestimmte abnorme Verhaltensweisen, die schmerzen, und die im Rückblick nachdenklich stimmen. Auch und gerade die Mediziner – die Zahnmediziner natürlich miteingeschlossen – befanden sich Anfang 1933, als Hitler und die Nazis an die Macht kamen, in einem sie herausfordernden Dilemma. Wie sollten sie sich verhalten? Sollten sie

sich anpassen? Sollten sie so tun, als ob alles so weiterginge wie bisher? Oder sollten sie auf Distanz zum Regime gehen?

Auch die Ärzte waren wie auch andere Berufsgruppen wie etwa die Juristen angehalten, ihre Arbeit an der herrschenden Ideologie auszurichten, an „rassebiologischen Kriterien“, die zwischen „lebenswertem“ und „lebensunwertem“ Leben unterschied und die am Ende nicht einmal vor medizinischen Experimenten an lebenden Menschen zurückschreckte – Experimente, die, wie wir wissen, in der Regel tödlich endeten.

Natürlich gab es, wie in den allermeisten Berufssparten ab 1933 das eine oder das andere anzutreffende Verhaltensmuster. Es gab, das sei ausdrücklich festgehalten, durchaus auch mutige und couragierte Vertreter, die aufbegehrten, die nicht bereit waren, alles mitzumachen, was man von ihnen erwartete und verlangte. Sie taten es, obwohl ihnen klar war, dass ein widerständiges Verhalten sie persönlich in Gefahr bringen würde.

So mancher Zeitgenosse hatte nach 1945 Schwierigkeiten und Probleme damit, sich über sein Handeln bzw. Nicht-Handeln in der Zeit des Dritten Reiches Rechenschaft abzulegen. Man schwieg und man verdrängte. Das betraf auch so manchen Mediziner, der sich in die Nazi-Politik hatte einspannen lassen. Man fragt sich, wie diese Männer es in Einklang mit dem Ärzte-Ethos gebracht haben – sie hatten getötet, anstatt Leben zu schützen und zu heilen. Das wird uns alle noch über den Tag hinaus beschäftigen.

Wir sprechen von den „Halbgöttern“ im weißen Kittel, die in Konzentrationslagern skrupellos mit Inhaftierten experimentiert haben, die bereit waren, wohlgemerkt einige auf Befehl, andere aus eigenem Antrieb, mit der Spritze zu töten, und an den Rampen

von Auschwitz, Majdanek und Treblinka mit einer Handbewegung über Leben und Tod zu entschieden.

Ja, sie konnten ihr unverantwortliches Handwerk über Jahre hinweg ungestört ausüben, und für die allermeisten von ihnen dauerte es nach Kriegsende bzw. nach der Heimkehr aus der Gefangenschaft gar nicht mehr so lange, bis der Normalalltag wieder Einzug hielt und sie wieder in ihren heimatlichen Praxen ihrer Arbeit nachgehen konnten. Darüber lag in vielen Fällen lange, viel zu lange der berühmte Mantel des Schweigens.

Jetzt, in der dritten Generation und fast schon vierten Generation nach der Shoah, sind wir in einer Phase des „Umdenkens“ und „Besinnens“ angekommen – wohlgemerkt auch unter den Medizinhistorikern. Wie es aussieht, gibt es nun keine schwerwiegenden Widerstände und Bedenken mehr, sich aus den Archivbeständen heraus ein umfassendes Bild zu verschaffen, wie es denn tatsächlich gewesen ist.

Für die medizinhistorische Forschung, die in den letzten Jahren zahlreiche beachtliche Arbeiten vorlegt hat, gerade auch von jüngeren Kolleginnen und Kollegen, geht es nicht nur um die vielen Fälle von Mittäterschaft und von Verstrickungen, sondern natürlich auch um diejenigen Mediziner, die der NS-Staat ausgrenzte und von ihren Berufen ausschloss, denen quasi über Nacht verboten wurde, ihre Praxen und Kliniken überhaupt noch zu betreten. Es geht um Ärzte, die vor die Türe gesetzt wurden, und die nicht nur von ihren Kollegen, sondern manchmal auch von ihren Patienten plötzlich nicht mehr gekannt und akzeptiert wurden.

Von vielen jüdischen Medizinern – auch und gerade aus dem Berliner Raum –, die verfolgt entrechtet, vertrieben oder ermordet wurden, ist bis heute nur wenig in der Öffentlichkeit bekannt. Ihr Schicksal bildet den Kontrast zu all den zahlreichen

Täterbiographien. Sich ihrer zu gegenwärtigen, ist gewissermaßen eine Verpflichtung, der wir uns nicht entziehen sollten.

Gestatten Sie mir an dieser Stelle ein paar persönliche Reminiszenzen. Einer der verfolgten Berliner Ärzte war mein Großvater Julius Schoeps, Jahrgang 1864, geboren in Neuenburg in Westpreussen. Er arbeitete als praktischer Arzt seit der Jahrhundertwende in Berlin. Im Ersten Weltkrieg leitete er als Stabsarzt der Landwehr mehrere Feldlazarette. Für seine aufopfernde Behandlung und Pflege verwundeter Soldaten wurde er mehrfach ausgezeichnet. 1920 wurde er, was für einen Juden nicht häufig war, zum Oberstabsarzt befördert.

Nach dem Krieg arbeitete er wieder als praktischer Arzt in der Neukölner Hasenheide. Als ihm das NS-Regime den Arzttitel 1938 entzog, und er nur noch als „Heilbehandler“ für „Nichtarier“ zugelassen werden sollte, verzichtete er darauf, noch weiter Praxis auszuüben. Den Gedanken an Auswanderung wies er jedoch mit Entrüstung zurück. „Ich habe“, so erklärte er, „nichts Unrechtes getan, ich habe keinen Grund aus meinem Vaterlande fortzugehen“.

Als am 4. Juni 1942 Richard Heydrich, der Chef der Gestapo, einem Attentat tschechischer Freiheitskämpfer in Prag zum Opfer fiel, wurden 500 Berliner Juden zusammengetrieben, von den die Hälfte erschossen und die andere Hälfte begnadigt wurde – begnadigt wohl gemerkt zur Deportation, unter ihnen mein Großvater. Noch am gleichen Tag wurde er mit einem Transport in das böhmische Theresienstadt verbracht. Meine Großmutter begleitete ihn, und zwar freiwillig. Beide haben nicht überlebt. Mein Großvater starb unter qualvollen Umständen im KZ-Theresienstadt, meine Großmutter wurde in Auschwitz ermordet.

Erwähnenswert ist, dass heute auf dem Gelände der Blücher-Kaserne in Berlin-Kladow ein Gedenkstein steht, der an meinen Großvater erinnert. Alljährlich gedenkt dort das Sanitätsregiment 1 der Bundeswehr seines Todestages. In zwei Wochen, am 10. Dezember, wird die nächste Gedenkveranstaltung stattfinden. Vielleicht findet der einen oder andere der heute hier Anwesenden seinen Weg dorthin.

Es wirkt in der Rückschau, verzeihen Sie mir den Ausdruck, schon reichlich absurd, dass es nach 1945 – Ärzte jüdischer Herkunft gab, die, wissend was in der Zeit des NS geschehen war, dennoch bereit waren, einen Neuanfang zu wagen. Herbert Lewin, nach dem der heute zu verleihende Preis benannt ist, mit welchem nun schon zum siebten Male wissenschaftliche Arbeiten zur „Aufarbeitung der Geschichte der Ärztinnen und Ärzte in der Zeit des Nationalsozialismus“ prämiert werden, war einer derjenigen, die zur Stelle war, als darum ging die Hand zu einem Neuanfang zu reichen.

Meine Damen und Herren, von der Ärzte- und Zahnärzteschaft werden Studien ausgezeichnet, die sich profund mit den Schicksalen der entrechteten, vertriebenen und häufig auch ermordeten jüdischen Ärzte beschäftigen, zum anderen aber auch solche Untersuchungen, die das ganze Grauen aufdecken, welches die Hakenkreuz-Mediziner in Deutschland und anderswo erzeugt haben. Es sind Wunden, die nach wie vor zu schließen, schwerfällt.

Was die heutigen Preisträger – davon gehe ich einmal aus – mit Herbert Lewin verbindet, ist sicher die Zielstrebigkeit und in gewisser Weise auch die Hartnäckigkeit, Dinge, die man einmal in den Blick genommen hat, auch nicht mehr loszulassen.

Als Herbert Lewin im Jahre 1949 zum Doktor der Medizin promovierte, war er schon knapp 50 Jahre alt. Das fortgeschrittene Alter hinderte ihn aber nicht, 1950 die Leitung der Frauenklinik des Klinikums

Offenbach zu übernehmen und diese Klinik bis 1967 zu leiten.

Mehr oder weniger parallel dazu, konkret: zwischen 1963 und 1969 stand Herbert Lewin an der Spitze des Zentralrates der Juden in Deutschland. Herbert Lewin war außerdem Mitglied der deutschen UNESCO-Kommission und des Bundesgesundheitsrats. In der „Miniatur“, die im Verlag Hentrich und Hentrich erschienen ist, kann Näheres dazu nachgelesen werden.

Bei seinem breiten Engagement dürfte Herbert Lewin zahlreiche Freunde in unterschiedlichsten Bevölkerungskreisen und Milieus gewonnen haben. Aber, auch das ist dokumentiert, Herbert Lewin wurde nach 1945 heftig angefeindet, nicht nur von Kollegen, sondern auch von manchen ewig gestrigen Politikern. Er hat das, wie wir wissen, stoisch ertragen.

Letzteres, meine sehr verehrten Damen und Herren, hing zweifellos mit der nach wie vor existierenden jüdenfeindlichen Stimmung in der frühen Bundesrepublik Deutschland zusammen – zumindest in manchen Städten. Es wäre unzutreffend und den Sachverhalt verleugnend die damals herrschende Atmosphäre als „jüdenfreundlich“ zu bezeichnen. Das war sie keinesfalls. Im Gegenteil: Man teilte nicht den Schmerz mit den wenigen Shoah-Überlebenden, sondern war mit den eigenen Traumata beschäftigt.

Juden störten dabei, sie wurden nach wie vor als Fremdkörper angesehen. Hinter vorgehaltener Hand gab man zu verstehen, dass man mit Juden nichts zu tun haben wolle. Ähnliches kann man auch heute wieder im vereinten Deutschland hören. Die Zahl der Zeitgenossen nimmt wieder zu, die sich abfällig über Juden und das Judentum äußern. Noch sind das Ausnahmen, aber wir müssen aufpassen und sollten dafür sorgen, dass solche Stimmen nicht überhandnehmen. Der kürzlich in Halle erfolgte Anschlag ist ein deutliches Warnsignal.

Der Herbert Lewin-Preis, gemeinsam verliehen vom Bundesministerium für Gesundheit, der Bundesärztekammer, der Bundeszahnärztekammer, der Kassenärztlichen Bundesvereinigung sowie der Kassenzahnärztlichen Bundesvereinigung, ist da ein ganz wichtiges Zeichen, man kann schon fast sagen: eine feste Bank gegen das Vergessen und gegen Relativierungen.

Danke, liebe Veranstalter, dass sie den jungen Historikern und Medizin-Historikern gehörig den Rücken stärken, auch dann noch, wenn sie auf weiteres, Abgründiges in den Archiven stoßen sollten. Und danke auch dafür, dass Sie damit der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland Mut machen.

Es ist eben nicht egal, was vor acht Jahrzehnten geschah. Es ist sehr zu begrüßen, dass wir uns heute verstärkt mit der NS-Geschichte beschäftigen, dass wir uns gemeinsam erinnern und uns die Gräueltaten von damals vergegenwärtigen. Nur so, meine Damen und Herren, wenn wir alle bereit sind, uns der Geschichte mit ihren Aktiv- und Passivposten zu stellen, nur dann werden wir, nur dann wird unsere Gesellschaft eine Zukunft haben.

Ich danke Ihnen allen.